

Wie eine rechte „Warte“ schaut dieser alte Meißnische Bischofsitz, unter dessen Krummstab einst die Menschen vertrauensvoll ihre Hütten bauten, in das weite Land. Felder und Wiesen, Dörfer mit Schlössern und behäbigen Dachreiterkirchen, blaue Wälder und graue Hänge und Hügel liegen zu seinen Füßen, ausgerollt wie ein großer buntgestickter Teppich. Wie farbenprächtige Prozessionen pilgern die herbstbunten Aaleen zu ihm hinauf. Und in dem weiten Tale vor der Burg hat einst die kaiserliche Armee einen Monat lang unter Führung ihres Generalfeldmarschalls Grafen von Daun ihr Feldlager aufgeschlagen gehabt. Im Herbst 1758 ist es gewesen, wenige Wochen vor ihrem mörderischen Überfall auf das friedrichianische Heer bei Hochkirch.

Auf holprigen Feldwegen steigen wir hinauf zur Stadt und Burg, der die Geschichte einen harten Stempel aufgedrückt.

Goldgelbe Blätter tanzen im Winde vor dem finsternen Tor, das einst so viel Not und Kummer abgeschlossen; durch das Bischöfe und Fürsten, Soldaten und arme Gefangene gezogen. Die Glocke, an der ich zog, um mich wieder einmal in dieser Burg von Leidensstation zu Leidensstation führen zu lassen, schrillt, schreit jäh auf . . . Eine Vision tritt vor meine Augen, es ist mir, als schrien aus den dunklen Verliesen und aus dem Hungerturm all die Gefangenen, die man unter der Erde schmachten ließ, weil sie die lutherische Lehre angenommen, in ihren Qualen wild auf, als riefen sie ihr furchtbares „O Herr, erbarme dich unser!“

Meine Führerin, ein junges Mädchen im schwarzen Samtkleid und tiefschwarzem Haar, das ein Gesicht wie aus Milch und Blut umrahmt, klappert mit dem großen Schlüsselbunde und plappert im Verweilen und Weiter-schreiten, ein wenig schüchtern und verschämt, ihr gut eingelerntes Verschen von der Geschichte der Burg.

Wir steigen hinab in den Hungerturm, schreiten von Burghof zu Burghof, vorbei an dem 82 Meter tiefen Brunnen, den man in 24-jähriger langer und mühevoller Arbeit unter Zuhilfenahme von glühenden Balken in den Basalt des Berges trieb; und verweilen auf dem grünen Plan am Sieben-Spitzen-Turm, das weite Land rings um die lantigen Basaltssäulen grüßend.

Und wir steigen im St. Johannis- oder Coselturm die steinerne Wendeltreppe hinauf zu den Gemächern der Reichsgräfin von Cosel, die in diesem Turm die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens verbrachte, nachdem sie erst im benachbarten Fürstenhause neunundzwanzig Jahre gewohnt hatte.

Ihr Lebensschicksal rollt sich vor mir auf in dieser Stunde. Einst die schönste und gefeiertste Frau am Hofe August des Starken, die Göttin Diana selbst auf prunkvollem Wagen und beim Besuche des dänischen Königs in Dresden am 22. Juni 1700, die stete Begleiterin des glanzvollen Polenkönigs auf Reisen, Jagden, Festen in einer Reihe von glücklichen Jahren — — und dann die Gefangene desselben Mannes, von Soldaten und Amtsvögten streng bewacht.

Im Juni 1708 weilte sie mit August dem Starken zu einem Jagdfeste zum ersten Male auf Stolpen in fröhlicher Stimmung, von Höflingen umschwärmt, von Fürstenglanz überstrahlt. Acht Jahre später, am Weihnachts-Heiligabend, zog sie wieder auf Burg Stolpen ein, krank und elend, verschmäht von der Hofgesellschaft des galanten Königs, die Gefangene ihres Geliebten. Ein starkes Kommando begleitete den Wagen, in dem eine gebrochene, hilflose Frau ihrem Schicksal entgegenfuhr.

Sie sollte Stolpen nicht mehr verlassen. In neunundvierzig langen Jahren sah sie den Sommer kommen und gehen, hörte sie des Winters Stürme an den alten Mauern rütteln. Sie fand keine Gnade mehr. Gewiß, sie war eine

stolze und herrschsüchtige Frau, eine Eigene — ihre wiederholten Bitten um Freilassung waren nicht die einer Geknechteten, vielleicht fanden sie auch darum kein Gehör. Im 85. Lebensjahr erlöste sie endlich der Tod. Sie sollte auch dann noch in Stolpen bleiben. An einem Frühlingstage hat man sie in der Schloßkapelle beigesezt. In einem Glaskasten, der in ihrem Wohnzimmer zu sehen ist, hat man einige Brocken von dem zerfallenen Sarge, der ihre Hülsen barg, und einige Fäden von ihrem seidenen Totenkleide zur Schau gestellt. —

Ich stehe auf dem Rundgang des Turmes und schaue durch die kleinen Fenster in das weite, herbstbunte Land. Oft habe ich vor Jahren an dieser Stelle geweilt, als der alte Kastellan noch lebte und wir mit ihm an manchem Sonntage hier oben auf diesem Ausguck oder in der Wachtstube Landsknecht- und Soldatenlieder gesungen. Und hier oben war es, wo mir als Schüler zum ersten Male Goethes Türmerlied zum Erlebnis wurde: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme geschworen, gefällt mir die Welt . . .“ und „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön!“

Kriege sind an Stolpen vorübergerast, haben an der festen Burg gerüttelt und ihr manche Wunde geschlagen. Die Türme und Mauern, die heute noch stehen, wieviel haben sie gesehen und erlebt, wie wenig Freude — und wieviel Leid. Wenn sie erzählen wollten, würden sie wohl fertig werden in tausend und einer Nacht? Es steckt arg viel Leben in und zwischen diesen zerfallenen, verwitterten Mauern.

Das finstere Tor ist krachend hinter mir ins Schloß gefallen. Noch immer tanzen die gelben Blätter um den alten Bau.

Die steilen Straßen wandern wir hinab zum Bahnhof und dann immer weiter ins bunte Land, die weiße Straße, die vom Meißner Hochland zu den Gründen und Felsstürmen der Sächsischen Schweiz führt. Hinter uns baut die Stadt und Burg ihre bunten Farben in den wolkenzerrissenen Himmel. Oft halten wir im Steigen noch Rückschau; doch als wir die Höhe, die den zweifelhaften Namen „Läusehügel“ führt, überwunden haben, sind Burg und Stadt unseren Blicken entschwunden. Rüstig schreiten wir dem Dorfe Heesfelcht entgegen. In den kleinen Hausgärten verblühen Dahlien und Asters, und die reifen Birnen und Äpfel wandern aus der Hand des Pflückers in grobgeflochtene Körbe.

Laubwald nimmt uns auf. Die Straße fällt und windet sich wie eine Schlange. Die Buchen und Birken prahlen mit ihren bunten Kleidern, eine hat sich immer schöner gepuht als die andere. Lautlos taumeln goldgelbe Blätter zu Erde, wie große Sternentaler fallen sie. In der Stille des Waldes hören wir das Rauschen eines Wassers, und als wir um die Wegbiegung kommen, breitet sich das Polenttal mit seinen Wiesen und duftigen Waldhängen, steht die Heesfelchtmühle, ein echtes Mühlenidyll, bescheiden etwas abseits der Straße, vom schützenden, dunklen Walde umgeben.

Weiter wandern wir im Tale, dem munteren Lauf der Polenz folgend, an der alten Ruffmühle vorbei gen Hohnstein. Steil führt die Straße hinauf zur Stadt und Burg, aus deren Turm der Jugend Fahne in das Land flattert. Hoch über dem Tale liegt die alte Bergstadt. Die Burg Hohnstein, einst unter böhmischer Herrschaft ein bedeutender Sitz, hat im Laufe der Jahrhunderte ein sehr wechselvolles Schicksal gehabt. Sie beherbergte Fürsten und Grafen, die der Jagd in den Wäldern huldigten und auf den Lachsfang in der Polenz ausgingen; in ihren dunklen, fast lichtlosen Verliesen und Kerkern wurden aber auch gemeine Verbrecher gefangen gehalten, deren Entkommen von diesen Felsenhöhen für unmöglich gehalten wurde, so daß die Spottverse entstanden sind: „Wer da kommt nach dem Hohnstein, der kommt selten wieder heim!“ oder „Den